



Claire Lynch

Familiensache

Roman

Aus dem Englischen von Bernhard Robben



Die englische Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel *A Family Matter* bei Chatto & Windus, Penguin Random House UK, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2025 by Claire Lynch

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2025 by Penguin Verlag in
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

nach einem Entwurf von Julia Connolly

Umschlagabbildung: © Ian Berry / Magnum Photos / Agentur Focus;
shutterstock / Simon Bratt

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany 2025

ISBN 978-3-328-60426-6

www.penguin-verlag.de

Warum sollte
etwas,
das ich schon immer gekannt habe,
nicht das Beste sein, das es gibt. Ich liebe
Dich seit meiner
Kindheit,
seit damals, seit
jenem Tag, der
genau wie alle
anderen war, willkürliches Wachsen und
laue Luft, immer
Liebe, ein Sand-
wich
mittten am
Tag

Eileen Myles, *Peanut Butter*, 1991

Ich war dort wandern, habe Pilze am Rande
des Grauens gepflückt, doch lasst euch
nicht beirren, dies ist kein russisches
Gedicht, dies ist nicht irgendwo weit weg,
sondern hier, in
unserem Land, das sich der eigenen
Wahrheit nähert, dem eigenen
Grauen, den eigenen Wegen, Menschen
verschwinden zu lassen.

Adrienne Rich, *What Kind of Times Are These*, 1955

*Für alle, die ihr Bestes versuchen.
Mehr könnt ihr nicht tun.*

**/Juli
2022**

/Überraschende Ware

Fünfeinhalb Stunden nachdem man ihm gesagt hatte, dass er bald sterben würde, fuhr Heron zu seinem Lieblings-supermarkt. Mangels Alternative und weil Donnerstag war, beschloss er, seine Routine beizubehalten.

Dass Heron den wöchentlichen Einkauf an einem Donnerstag erledigt, ist kein Geheimnis. Möglichst gern am Abend, frühestens am späten Nachmittag. Seine Familie macht sich deshalb über ihn lustig, über seine seltsam fest-gefahrenen Gewohnheiten.

»Lebe ein wenig«, hatte seine Tochter letzte Woche gesagt, »kaufe an einem Montagmorgen ein. Fordere das Glück heraus.«

Aber Donnerstage sind ruhig, das gefällt ihm. Donnerstage sind eine vernünftige Wahl. Heron hat zum Wochenende gern einen vollen Kühlschrank, auch wenn seine Wochenenden sich eigentlich kaum vom Rest der Woche unterscheiden.

Oben an der Rolltreppe steht ein kleiner Einkaufswagen, der perfekte Kompromiss, findet er, denn ein großer wäre schlicht zu viel, ein Korb nicht genug. Heron ist ein organisierter Einkäufer; jeden Artikel legt er in die Mehr-wegtüte, auf der er die Küchenschublade notiert hat, in die sie gehört. Er verstaut die Reinigungsmittel vom Brot getrennt. Er überstürzt nichts, vergisst weder die Milch, noch

wird bei ihm der Salat zerdrückt. Heron gehört auch nicht zu den Leuten, denen es etwas ausmacht, wenn im Supermarkt hin und wieder umgeräumt wird. Wenn überhaupt, dann gefällt ihm das sogar irgendwie, diese Andeutung von Schnitzeljagd, die das Aufspüren der Orangenmarmelade mit dünn geschnittenen Schalenstückchen mit sich bringt. Würde man ihn fragen, könnte er nicht sagen, warum er auf diese bestimmte Weise einkauft; das System spricht für sich.

Heron schiebt den kleinen Einkaufswagen in die äußerste, kälteste Ecke des Supermarktes. Aus naheliegendem Grund wird beim Einkaufen Gefrorenes als Letztes eingesammelt. Heute weicht Heron auf denkwürdige Weise von seinen Gewohnheiten ab, öffnet eine der hüft-hohen Tiefkühltruhen, schiebt die Tüten mit Smiley Potatoes beiseite und steigt hinein.

Noch vor der Kälte bemerkt er den Geruch, abgestanden und muffig, selbst mit leicht geöffnetem Deckel. Entgegen aller Erwartung aber liegt es sich in einer Tiefkühltruhe ziemlich bequem, auch wenn ihm langsam Eiswasser in die Kniekehlen suppt. Heron ändert die Lage der Schultern, streckt die Beine aus und ruckelt unter sich die Smiley Potatoes zurecht, die Tüten mit den gefrorenen Kartoffelgesichtern. Reglos liegt er im gedämpften Frieden der Tiefkühltruhe. Und er lebt.

/

Irgendwie hatte Heron Mitleid mit der Ärztin gehabt, einer jüngeren Frau, die mit ihrem Stift spielte, obwohl sie sich offensichtlich fest vorgenommen hatte, das nicht zu tun.

»Es gibt Broschüren. Und das Internet«, hatte sie gesagt

und sich dann bewegt, nur wenig, hatte die Hände ausgestreckt, um ihren Schreibtisch zu berühren und ihm zu signalisieren, dass zumindest dieser Teil vorüber war. Heron war rasch aufgestanden, hatte die Jacke von der Rückenlehne gefriemelt und dabei absurderweise gesagt: »Die ist wasserdicht.«

/

Und noch immer ist es in der Truhe nicht so kalt, wie man annehmen sollte, oder vielleicht doch, nur spürt er es nicht mehr. Durchaus ein Gedanke.

Heron blickt nach oben auf den beschlagenen Glasdeckel. Er sieht durch ihn hindurch auf die Neonlichter und Stahlträger der Supermarktdecke.

Es gibt Dinge, die er jetzt erledigen muss. Dinge, die er sagen muss. Zugeben muss.

Er dreht den Kopf und schaut auf das tropfende glitzernde Eis an der Truhenwand. Auf das irre Grinsen und die hohlen Augen der Kartoffelfratzen. Er sieht, was er sieht, und es geht ihm gut. Es geht ihm so gut, dass er vielleicht ewig in der Truhe geblieben wäre, hätte eine Frau auf der Suche nach gefrorenen Erbsen nicht den Deckel beiseitegeschoben und geschrien.

Drei Angestellte sind nötig, um ihn rauszuholen. Wie sich herausstellt, ist er doch ziemlich durchgefroren. Der Hinterkopf ist feucht, die steifen Knie schmerzen. Der Filialleiter weiß ziemlich gut mit der Situation umzugehen, klingt sogar fröhlich, als er sagt: »Sollen wir Sie jetzt mal aus der Truhe befreien, Sir? Was meinen Sie?«, und: »Gibt es jemanden, den wir anrufen können?«

Erst als er nach Hause kommt, weiß Heron den Ton des Mannes zu deuten. Ruhig, tolerant, als müsste man in der abwechslungsreichen Karriere eines Filialleiters jederzeit damit rechnen, dass sich jemand in der Tiefkühltruhe ausruht. Und schließlich begreift Heron auch, was der Filialleiter gesehen hat. Einen verwirrten alten Mann. Nicht ganz bei sich. Nicht ganz da.

/Lokalnachrichten

Vorm Schlafengehen ruft Heron seine Tochter übers Festnetz an. Im Haus mag er sein Handy nicht benutzen.

»Ich bin's nur«, sagt er wie jedes Mal. Dann eine Pause, in der er darauf wartet, dass sie, wie ausnahmslos jeden Abend, mit »Hallo Fremder« antwortet oder »Lange nichts gehört«.

Als Maggie Heron nach seinem Tag fragt, hat er viel zu berichten. Er erzählt von dem jungen Paar gegenüber, das einen neuen Rasen anlegt, als gäbe es kein Sprinklerverbot. In aller Ausführlichkeit erzählt er danach von einer interessanten Radiosendung über Windparks. Hat sie die gehört?

Hat sie nicht.

Heron redet, und Maggie macht die entsprechenden Laute.

Mmmm. Sicher. Sagt: »Interessant«, oder: »Wie schön.«

Heron redet, kommt aber auf so manches nicht zu sprechen. Nicht auf das Krankenhaus zum Beispiel. Den Supermarkt. Einige Dinge kehrt man besser unter den Teppich, denkt Heron. Noch jedenfalls. Würde er es zu erklären versuchen, klänge alles nur falsch. Also bleibt er lieber bei den sicheren Themen: dem neuen Saatgutkatalog, der gestern gekommen ist. Dem Kaffee, der ihm laut Treuekarte nun umsonst zusteht. Maggie hört zu, und sie wartet auf eine

Lücke, auf die Chance, dem Gespräch zu entkommen mit:
»Tja, ich lass dich jetzt wohl besser in Ruhe. Schlaf gut.«
Heron überlässt ihr die Lücke, ein Ausweg für sie beide.
»Du auch.«
»Nacht also. Träum schön.«

/

»Raus damit«, sagt Conor. »Wie lautet die jüngste Pressemitteilung über die Nachbarn in Sachen Loftausbau?«

»Nichts Neues«, antwortet Maggie ihrem Gatten. »Die reinste Nachrichtenflaute.«

Sie schenkt zwei Gläser kühlschrankkalten Wein ein, etwas zu voll für einen Donnerstagabend. Als sie Conor ein Glas gibt, merkt sie ihm an, dass er leicht enttäuscht ist. Herons abendliche Anrufe bieten sonst immer reichlich Gesprächsstoff. Einmal hatte sie Conor auf einer Party gehört, wie er Freunden gegenüber im Scherz erklärte, er wisse mehr über das Blattlausproblem seines Schwiegervaters als über die Nahostpolitik. Ihr war klar gewesen, dass man von ihr erwartete, in das allgemeine Gelächter einzustimmen, dass sie lustig finden sollte, was für ein schräger Vogel Heron doch war. Nur hatte Maggie es nicht lustig gefunden. Dass Dad ihr immer alles erzählt, macht ihr nichts aus; so war es schon, solange sie denken konnte. Die kleinen Details seines Tages, die Gedanken und Theorien, die ihn beschäftigen. Conor kann oder will das nicht verstehen. Statt zu lachen, hatte Maggie ihm vor allen Leuten gesagt: »Darling, vielleicht solltest du die Zeitung ein wenig aufmerksamer lesen«, und sie waren schweigend von der Party nach Hause gefahren.

Nach dem Glas Wein füttern sie die Katze, schließen das Haus für die Nacht ab. Conor packt Laptop und Ladegerät ein, das spart morgen früh Zeit. Maggie geht den Terminplaner am Kühlschrank durch und all das, was die Kinder für den nächsten Tag brauchen. Toms Hockeyschläger, die Lunchpakete, einen Antrag, den Maggie unterschreiben muss, damit Olivia am Schulausflug teilnehmen kann. Für morgen sind es andere Dinge als für übermorgen. Es ist ihre Aufgabe, daran zu denken, obwohl die Kinder keine Babys mehr sind und Conor als erwachsener Mann in der Lage sein sollte, schwierigere Aufgaben als die Lektüre des Fahrgemeinschaftsplans zu bewältigen. Trotzdem wird sie es tun, wird dafür sorgen, dass das Leben weitergeht. Wird sie alle auf Kurs halten.

/Juli
1982

/Ein Flohmarkt

Auf den Kirchenstufen schütteln zwei Teenager eine Plastikdose mit Wechselgeld, lassen die Münzen springen und klimpern.

»Eintritt zwanzig Pence. Kinder die Hälfte«, wiederholen sie laut im Singsang.

Dawn öffnet ihr Portemonnaie. Noch ist Monatsanfang, also sieht es gut aus, aber damit es reicht, muss sie sich das Geld einteilen. Auf der High Street hat ein neuer Salon eröffnet, und wenn man nach Feierabend hingehst, geben die Lehrlinge einem einen Haarschnitt mit Föhnen umsonst. Falls sie das macht, kann sie das Friseurgeld für die Jeansjacke sparen, die sie im Katalog gesehen hat.

Sie sieht, dass der Flohmarkterlös für irgendwas gespendet wird. Das Kirchendach? Die Leprakranken? Nur kann sie das mit Tesafilm auf die Dose geklebte Etikett nicht lesen, die in Schönschrift mit Filzstift verfasste Sprechblase. »Ist für uns!«, rufen die Mädchen, als sie sehen, wie sie die Augen zusammenkneift. »Wir brauchen einen neuen Campingkocher.«

Dawn kennt eines der Mädchen; mit ihrer größeren Schwester ist sie zur Schule gegangen, vor einer Ewigkeit, vor fünf Minuten. Sie wirft das Geld in die Dose, was die Mädchen mit ihrem Zahnpangenlächeln quittieren.

Als Dawn noch klein war, hat ihre Nan sie am Wochenende gern zu Flohmärkten in der Nähe der besseren Häuser mitgenommen. Dawn hat sich dann oft was zum Anziehen gekauft, aber auch noch etwas, das sie in der Hand halten konnte. An guten Tagen reichte der Inhalt ihres perlenbesetzten Portemonnaies für beides. Einen neuen Rock und einen Armreif oder, bei einer denkwürdigen Gelegenheit, für eine fast neue Gummiregenjacke und einen Eiffelturm-Schlüsselanhänger. Auf der Busfahrt nach Hause tratschte ihre Nan endlos mit Frauen, die noch Hutnadeln trugen, während Dawn betete, dass in der Schule niemand in ihrem neuen Lieblingstop ein abgelegtes Kleidungsstück wiedererkannte. Die Busfahrten durch die Stadt genießt Dawn auch heute noch, und ihr Modegeschmack übersteigt weiterhin ihr Budget. Allerdings fährt sie jetzt allein zu den Flohmärkten und sucht nach Schätzen in den Bergen aussortierter Slacks und zu klein gewordener Schuluniformen.

/

Es ist allgemein bekannt, dass sich die beste Ware am schnellsten verkauft. Von älteren Frauen geschobene Einkaufstrolleys mit Schottenmuster überholen junge Frauen, die sich auf ihre Kinderwagen stützen. Allesamt Expertinnen im Auswählen und Aussortieren, im Erkennen von Markenware auf der Suche nach St. Michael, dem Schutzheiligen starker Nähte. Dawn arbeitet sich durch den Saal, lächelt dabei so zuvorkommend wie eine Politikerin und rümpft nie die Nase angesichts einer fleckigen Bluse, schließlich könnte deren frühere Besitzerin auch die Frau

auf der anderen Seite des Wühltisches sein. Dawn fährt mit der Hand über einige Kinderkleider, ein Paar abgetragene Jeans, eine senfgelbe Jacke, auf der Brusttasche ein gestickter Rupert Bär. Sie bleibt bei den Tischen, immer in Greifweite, befühlt Ärmel und Säume, die Stoffe und Muster anderer Menschen Erinnerungen. Auf halbem Weg durch den Saal wird Dawn fündig, die perfekte Beute, von der sie gar nicht gewusst hatte, dass sie auf der Suche danach war. Unter einem Stapel gehäkelter Babydeckchen zieht sie eine Aran-Strickjacke vor, die Wolle wie frisch aufgeschlagene Sahne. Eigentlich das Letzte, was man im Juli kaufen möchte. Als sie sich die Jacke anhält, um zu sehen, ob sie passt, sagt die Frau auf der anderen Tischseite: »75 Pence.« Dann lacht sie. »Ursprünglich wollte ich ein Pfund, aber weiß der Himmel, was damit passiert, wenn man sie wäscht.« Dawn dankt ihr, wirft die Münzen in einen Eiscremebecher und prüft mit einem letzten Blick in die Runde, ob sie auch nichts übersehen hat. Der Trödeltisch übersteigt heute ihre Kräfte, ebenso der Haufen Schuhe, geformt von anderer Leute Füße, paarweise von einem Gummi zusammengehalten.

Ihr bleibt noch mindestens eine Stunde, in der sie niemand zu Hause erwartet, also geht Dawn zu den Imbissischen und gönnst sich eine Tasse Tee und ein Stückchen Schmetterlingstorte. Auf der anderen Saalseite mustern zwei ältere Frauen fleischfarbene Stützwäsche, und Dawn beobachtet sie dabei, wie sie von entgegengesetzten Seiten daran zupfen und prüfen, ob sie sich für einen weiteren Einsatz eignet.

»Die Carnaby Street ist nichts dagegen«, sagt die Frau am Nachbartisch, und Dawn prustet einen Mundvoll Tee

zurück in ihre Tasse. Sie blickt auf und sieht eine junge Frau, die mit dem Stuhl an ihren Tisch rückt und eine blaue Tasse mit Unterteller neben die von Dawn stellt. Die junge Frau beugt sich vor und lächelt sie an, als wäre sie nicht eine völlige Fremde.

»Ein Schnäppchen gemacht?«

Und mehr braucht es nicht, um sie ins Gespräch zu bringen.

Sie reden über das, was sie nicht kaufen wollten, wie auch über das, was sie gekauft haben. Dawn fischt die Strickjacke aus ihrer Einkaufstüte und hält sie zur Begutachtung hoch. Das ist es, denkt Dawn, die Knöpfe sehen wie Kastanien aus.

»Selbst gestrickt.« Die Frau nickt zustimmend. »Dürfte Stunden gedauert haben.«

»Genau das habe ich mir auch gedacht. Wollte nicht mal ein Pfund dafür. Und Sie?«

Die Frau langt in den Weidenkorb zu ihren Füßen und beginnt, eines der in Zeitungspapier geschlagenen Päckchen auszuwickeln. Dawn nutzt die Gelegenheit, sie sich genauer anzusehen, sich ein Bild von ihr zu machen. Die Frau ist gleich alt, ungefähr jedenfalls. Sie scheint groß zu sein, auch wenn sich das im Sitzen schwer sagen lässt. Ein bisschen zu vornehm, denkt Dawn, so, wie sie spricht. Wie sie es für selbstverständlich hält, dass Dawn mit ihr reden will. Dawn möchte sie fragen, woher sie die Ohrringe hat. Mit geöffnetem Päckchen, das zerknitterte Zeitungspapier im Schoß, hält die Frau eine Champagnerschale hoch, eine aus einem 4er-Set, klein und flach mit zartem grünem Stiel. Beide Frauen bewundern das Glas, in dem sich das Licht fängt. Schön, aber unpraktisch.